

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 23.

Wiesbaden, den 16. Juni 1898.

V. Jahrgang.

Die Papageienkrankheit.

Ueber diese von Dupuy, Arzt am Pariser Krankenhause von Saint-Denis neu beschriebene Erkrankung „Psittacosis“ (Papageienkrankheit) theilt die „Berl. klin. Wochenschrift“ nach einer Veröffentlichung in „Progrès médical“ Folgendes mit: „Die Erkrankung ist im vorigen Jahre epidemisch aufgetreten und konnte nach ihrer Ursache vollkommen festgestellt werden. Die ersten Erkrankungen wurden Anfangs 1892 in Paris unerkannt beobachtet, die weiteren Erkrankungen zogen sich dann mehrere Jahre hin. Zwei Vogelhändler Marion und Dubois hatten eine Schiffsladung von 500 Papageien von Buenos Ayres nach Paris gebracht, von denen allerdings nicht mehr als die Hälfte dort lebend ankam. Marion und sein Bruder erkrankten in ihrem Quartier in Paris an einer Lungenentzündung, letzterer starb. Nun ließ sich genau feststellen, daß die Erkrankung von dieser Wohnung aus als Infektionsherd sich weiter verbreitete, indem zuerst diejenigen Personen ergriffen wurden, welche mit dem Kranken zu thun gehabt, beziehungsweise die Pflege und den Verkauf der Papageien übernommen hatten. Ganze Straßenzüge wurden infiziert. Dubois wohnte in einem andern Viertel von Paris, erkrankte auch dort an Pneumonie und genas. Aber in der Familie, in der er wohnte, erkrankten mehrere Mitglieder und starben. Auch von hier aus verbreitete sich die Erkrankung in den Nachbarstraßen. Ueberall, wohin die Papageien gekommen waren, trat sie auf. Dupuy allein konnte im Jahre 1892 49 Fälle feststellen, von denen 16 letal endeten, 1893 7 Erkrankungen mit 5 Todesfällen u. s. w., bis Ende des Jahres 1896 im ganzen 70 Erkrankungen mit 34 Todesfällen. Die Zwischenträger waren zumeist die Vogelhändler, es erkrankten insbesondere aber solche Personen, welche die Papageien gefüttert und geliebt hatten, z. B. ihnen Bissen direkt vom Mund in den Schnabel gegeben hatten. Die Nachforschung stellte, daß die Vögel sämtlich krank waren: Appetitlosigkeit, Bewegungsträgheit, Gemüthsdepression, Diarrhoeen, stinkende Entleerung, Krämpfe, Tod in 8 bis 20 Tagen nach der Infektion und zwar fast durchgängig. Rocard hat das spezifische Bakterium aus den Organen der Vögel gezüchtet, später auch Gilbert und Journer, und durch Überimpfung desselben bei gesunden Thieren das gleiche Krankheitsbild erzeugt, und auch schon bei der Beimischung unter das Futter. Aus dem Blute und den Organen der Vogeleichen konnte das überimpfte Bakterium wieder gewonnen werden. Es fanden sich bei d. r. Autopsie Entzündungen, Hämorrhagien und Geschwürsbildung auf der Schleimhaut des Magenbarmkanals. Die Übertragung des Krankheitserregers findet von Thier auf Mensch und von Mensch auf Mensch statt und zwar durch die Luftwege. Besonders infektiös erscheint die Zeit der Auswerfung der Vögel, wo die Federn herumfliegen. Ein Fall entstand bei einer Frau, welche zufällig einen Käfig gereinigt hatte. Dupuy beschreibt ausführlich das Symptombild der Erkrankung, das durch ein Prodromalstadium und den typhösen Charakter der Höhe der Krankheit ausgezeichnet ist. Bei den schweren Fällen trat zu der diffusen Bronchitis stets eine Pneumonie hinzu, die als eine sekundäre anzusehen ist. Das Fieber ist dem bei Recurrenz ähnlich. Das spezifische Toxin, das von Rocard auch im Blute von erkrankten Personen nachgewiesen worden ist, steht biologisch dem Bacterium coli und dem Typhusbacillus nahe. Die Unterschiede sind im Original nachzulesen. Es handelt sich um eine ganz spezifische Infektion, welche die Aufmerksamkeit der Sanitätsbehörden verdient. Als Brutstätte derselben ist vielleicht der Schmutz anzusehen, welcher sehr oft in Vogelzüchtereien und Vogelhandlungen anzutreffen ist.

Zur Johannisbeerweinbereitung.

In vielen Hauswirthschaften findet man als nützliches und beliebtes Gerath eine Hackmaschine zum Zerkleinern von Gemüse und Fleisch, was mit dem Wiegemeßer unvollkommener und umständlicher geschieht. Daß die Hackmaschine auch bei der Beerweinbereitung gute Dienste leistet, dürfte weniger bekannt sein. Gewöhnlich werden die Beeren, nachdem sie gezwischt sind, zerstampft und dann abgeseiht. Das Zerstampfen erfolgt bei größter Sorgfalt nie vollständig und beansprucht viel Zeit. Welches, das Zerstampfen

und das Abseihen der Beeren fallen weg, wenn man die Beeren mit der Hackmaschine zerkleinert. Dabei wird jede Beere zerquetscht und wir erhalten eine vollständige Brühe, indem die Beerenhäute gleichzeitig zerschritten werden. Wenn man auch nicht auf einmal viele Beeren in den kleinen Trichter der Maschine bringen kann, so ist man bei fortwährendem Einfüllen mit der einen Hand und Umdrehen mit der anderen im Stande, in einer Stunde etwa 20 kg. Beeren zu zerkleinern. Ist nun die ganze Masse gewogen oder gemessen, so kann sie in das Faß gebracht werden und wir haben nach entsprechendem Zucker- und Wasserzusatz den Wein hergestellt. Bei richtigem Luftabschluß durch Gährungsunden und der starken Verdünnung des Weines (dreimal so viel Wasser) ist Säurebildung nicht zu befürchten. Nach der kühnischen Gährung muß der Wein gleich abgelassen werden. Das einmalige Ablassen wird bei schwächeren Weinen genügen, namentlich wenn diese im folgenden Jahre getrunken werden. Starke Weine werden noch dem Klarwerden oder im Frühjahr nochmals abgelassen. Die Vortheile dieses Verfahrens sind: die kostspielige Beerenpresse brauchen wir nicht, dagegen wird die praktische Hackmaschine ausgenützt. Die Herstellung des Weines wird bedeutend vereinfacht; auch das „Anstellen“ der Trester fällt weg, indem ohnedies die Stoffe vollständiger aus den Früchten gewonnen werden. Dadurch erhalten wir einen sehr sauberen Wein. Endlich erfolgt die Gährung viel rascher und vollständiger.

Allerlei Praktisches.

Mähen der Wiesen. In manchen Gegenden richtet sich der Zeitpunkt für das Mähen der Wiesen nach einem bestimmten Kalendertag (z. B. Johanni) oder man sagt so und so viele Wochen vor oder nach dem Jahrmarkt in K. Alle derartigen Bestimmungen sind natürlich ganz unsinnig, da man nicht im Kalender, sondern auf der Wiese selbst sehen kann, ob es Zeit zum Mähen ist. Vor allen Dingen hat man nicht allein darauf zu achten, wenn man die größte Quantität, sondern die beste Qualität in möglichst großer Menge erntet. Wenn die Pflanze bis zum Eintritt der Blüthe gekommen ist, so ist im allgemeinen die Massenentwicklung beendet und besitzt dennoch einen sehr hohen Futterwerth. Dieser vermindert sich nun auf Kosten der Samenbildung. Der richtige Zeitpunkt des Schnittes ist also vor oder zu Beginn der Blüthezeit, wobei man sowohl die Qualität als auch die Quantität berücksichtigt. Zu beachten ist allerdings, daß der Bestand einer Wiese aus den verschiedensten Pflanzenarten sich zusammensetzt und daß dieselben nicht immer zu demselben Zeitpunkt in die Blüthe eintreten. Man kann aber bei der Festlegung des zweckmäßigsten Zeitpunktes nicht auf alle, sondern bloß auf die Hauptarten des Bestandes Rücksicht nehmen. Spätes Mähen ist besonders dort nicht angebracht, wo es sich um eine zweifelhafte Wiese handelt. Wird der erste Schnitt zu spät ausgeführt, so leidet die Reproduktionsfähigkeit der schon zur Reife gelangten Gräser, und es wird der zweite Schnitt dadurch beeinträchtigt. Außerdem hat das noch den Nachtheil, daß die Grummelmaße so spät fällt, daß das Trocknen des zweiten Schnittes erschwert wird. Daß man im Verlauf der Heuernte die Reihenfolge der Grundstücke in der Abarbeitung nach ihrer zeitlichen Entwicklung bestimmen soll, ist wohl selbstverständlich.

Beim Beschneiden der Rosen suche man etwa Folgendes zu beachten: Eine jede stark rankende Sorte, ob sie Theerose oder Noisetto ist, darf nicht kurz geschnitten werden; sonst schneidet man das Blüthenholz weg, und sie treibt, anstatt zu blühen nur neues Holz. Dagegen alle schwach- und kurzstämmigen Rosen werden kurz geschnitten, weil diese am frischen Holze blühen. Wächst die Rose sehr stark, dann dürfen bloß die erfrorenen oder schwarz gewordenen Spitzen, sowie das dünne Holz, das nicht fähig ist eine Blüthe zu tragen, herausgeschnitten werden. Hierbei ist einige Rücksicht auf die Form der Krone zu nehmen, zuweilen mancher Trieb formförmig nach unten zu biegen, wodurch derselbe noch mehr zum Blüthen gereizt wird.

Der 9. landwirthschaftliche Bezirksverein hielt am Sonntag Nachmittag bei Hrn. Gastwirth Friedr. Groß in Neuß seine Frühjahrsversammlung ab. Die Rechnung präsente die Herren Karl Schmidt-Wehen und Conrad in Dabach. Bei der Ergänzungswahl des Vorstandes wurden wiedergewählt die Herren Jacob Pfeiffer, Langenschwalbach, Karl Schmidt-Wehen (Schriftführer), Bürgermeister Krieger-Selgenhahn (Cassirer); neugewählt an Stelle des Hrn. Oberförsters Rauh, Erlenhof, welcher den Bezirk verläßt, wurde Herr Phil. Ohlemacher, Hahn. Zu der am 6. September in Uffingen stattfindenden Generalversammlung schickte der Verein die Herren Strider-Eich, Rappus-Idstein, Schar-Hof Gassenbach, Karl Hies-Strinz, Margaretha, Bürgermeister Gros-Neuhof, Jakob Pfeiffer, Langenschwalbach und den Vorsitzenden Bürgermeister Rörner-Wehen. Die Localschau des Bezirks findet Mitte September in Langenschwalbach statt. Auf derselben werden 600 Mark Prämie von dem Verein und dem Kreis an Züchter von Rindvieh der Bogelsberger Rasse bezw. des Taunuschlages und des Vahnschlages vertheilt. Diese Preise kann, wie auch die Staatspreise, abweichend von der seitherigen Praxis, jeder Züchter, auch wenn er nicht Vereinsmitglied ist, erhalten. Herr Delonomierath Müller der einen Vortrag über „Magenkrankheiten“ hielt, empfahl die Errichtung von Bullenstationen mit Thieren aus der Bogelsberger Rasse bezw. des Taunuschlages, weil dies für den Taunus das beste Vieh, zu jedem Nutzungszweck geeignet sei, und stellte reichliche Unterstützung in Aussicht. Ebenso sei die Errichtung von Überstationen anzustreben, damit die Kreuzung des englischen Schweines mit unserm Gebirgsschwein verbreiteter würde. Auch in der Ziegenzucht solle man Böde und Mutterthiere aus den bestehenden 6 Zuchtstationen für Schweizerziegen ankaufen und Überstationen errichten. Ebenso zu empfehlen seien Zuchtstationen für Reinzucht des so dankbaren Leghornhuhnes. Allen diesen Stationen greife das Direktorium mit den möglichsten reichsten Mitteln und unter dargelegten günstigsten Bedingungen unter die Arme. Die Bargelegung war sehr zahlreich besucht und wird als Erfolg derselben sich manche Gemeinde zur Errichtung einer solchen Station, in deren Genuß auch Private kommen können, entschließen.

Vortrag über Viehzucht. Am 5. bis 11. Okt. fand im Saale des „Rheinischen Hofes“ in Vorch eine Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins, Bez. Rheingau, statt. Hauptgegenstand der mehrere Punkte umfassenden Tagesordnung war ein Vortrag des Herrn Delonomieraths Müller-Wiesbaden über „Viehzucht“. Der Landmann sollte der Viehzucht größere Aufmerksamkeit zuwenden, als dies bisher geschehen. Seitens des landwirthschaftlichen Vereins ist die Errichtung von Zuchtstationen in's Auge gefaßt. Solche hat man vorerst für Rindvieh, Schweine, Ziegen und Hühner vorgesehen. Die Regierung erkennt den hohen Werth der Viehzucht, speziell der Zuchtstationen und hat für unsern Regierungsbezirk hierfür den Betrag von 3000 Mark ausgeworfen, welcher durch Vermittelung des Vereins nassauischer Land- und Forstwirthe zur Vertheilung kommen wird. Beim Ankauf von Bullen werden die betreffenden Gemeinden Zuschüsse bis zu 75% des Kaufpreises bewilligt. Die Gemeinden, welche die Beihilfen erhalten, haben mit dem landwirthschaftlichen Verein einen diesbezüglichen Vertrag einzugehen, der auf ca. 15 Jahre abgeschlossen wird. Bei Errichtung der Rindviehzuchtstationen hat man es hauptsächlich auf die Bogelsberger Rasse abgesehen. Andere Arten, wie die Simmenthaler, Westerbälder u. a. haben ja auch ihre Vorzüge, inessen ist für hiesige Gegenden die Bogelsberger Rasse vorzuziehen. In ähnlicher Weise werden Zuchtstationen für Schweine, Ziegen und Hühner in's Leben gerufen. Als bestes Maßschwein wurde das Weihen, eine Kreuzung des deutschen Landtschweins mit einer englischen Art, bezeichnet. Die geeignetste Ziegenart ist nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen die Schweizer Ziege. Unter den Hühnern verdient das sogenannte Leghorn durchaus den Vorzug. Dieses Huhn, von Farbe redbraun, hat sich als sehr fleißiger Eierleger erwiesen. Bei einigen Eiern wurde das ansehnliche Gewicht von 80 — 100 Gramm festgestellt. Der interessante Vortrag, direkt der Praxis entnommen, wurde von der Versammlung sehr beifällig aufgenommen.



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 24.

Wiesbaden, den 16. Juni 1898.

III. Jahrgang.

Der Selbstmörder.

Humoreske von G. Vogt.

(Nachdruck verboten.)

Johannes Zipsel wollte sterben. Das war das Einzige, was ihm noch zu thun übrig blieb, denn wenn der junge Mann von seiner Geliebten verrathen, vom Gerichtsvollzieher ausgepöndelt, von seiner Hauswirthin gekündigt, mit einer leeren Geldbörse in der Tasche vor einer gänzlich inhaltslosen Cigarrenliste steht ohne Aussicht eine Flasche Wein gepumpt zu bekommen, sei es, woher es wollte — dann hat er doch ganz gewiß die moralische Verpflichtung, ein Ende zu machen. Dafür leben wir am Ende des Jahrhunderts. Gemeine Seelen hätten freilich gesagt: Versuchen Sie es einmal mit der Arbeit, gehen Sie zurück in Ihr Komptoir, wo man Sie wieder aufnehmen wird, sagen Sie hübsch: bitte, bitte! zu dem Mann, der das unbeschreibliche Glück hat, Ihr Vater zu sein, und machen Sie der Bummellei ein Ende, nicht Ihrem Leben!

Doch was versteht das Schaf von Lebensklugheit! Herr Johannes Zipsel wußte besser, was ihm ziemte, und beschloß, danach zu handeln.

Auch über die Todesart war er bereits im Reinen. Erhängen ist gemein, ertrinken gegen den feinen Ton, vergiften ist nur für alte Weiber, der Mann — und Johannes fühlte sich als ganzen Mann — kann nur durch die Kugel sterben.

Einen Revolver besaß er zwar nicht, aber dafür eine alte verrostete Pistole, die glücklicherweise dem Luchsauge des Gerichtsvollziehers entgangen war, als Kugel sollte ihm ein tüchtiger Nagel dienen.

Das Einzige, was noch fehlte, war Pulver, und dem war leicht abzuhelfen. Er konnte natürlich nicht selbst ausgehen, welches zu kaufen, aber wofür war denn das Dienstmädchen seiner Wirthin da?

Er rief sie herein und auf die die Tischplatte zierende Pistole zeigend, befahl er ihr Pulver, „Pulver für das Dings da“ zu kaufen; natürlich sollte sie den Betrag auslegen und zu dem Uebrigen schreiben.

Die gute Marie, die noch nicht lange ihre Fluren mit dem Asphalt vertauscht hat, glözte ihn verständnisvoll an, besaß den Puffer kopfschüttelnd und verließ mit einem bereitwilligen: „Gleich, junger Herr!“ das Zimmer.

Johannes blieb zurück. Nun war es ja entschieden. Die kurze Zeit bis zur Rückkehr der Magd verwendete er darauf, seine Papiere zu ordnen, die freilich nur in einigen unbezahlten Rechnungen, Wahn- und Liebesbriefen bestanden. Er schichtete sie alle auf dem Tisch auf, zu oberst legte er ein weißes Blatt, auf das er mit mächtigen Zügen schrieb: „Das hat mich in den Tod getrieben!!!“

Und kaum war er damit fertig — da trat Mariechen wieder herein, ihm ein kleines Päckchen überreichend: „Sagt Kaufmann, Sie müssen lesen Gebrauchsanweisung, wo da steht auf dem Papier!“ stöhnte ihr holder Mund!

„Der Mensch ist ein Esel!“ murkte Johannes hinwiegend; „wie eine Pistole geladen wird, weiß doch heute jeder Gymnasiast.“

Kaum hatte er das Päckchen geöffnet, als er einen wüthenden Schrei ausstieß — die dumme Person hatte Puckpulver — gebracht.

„Was haben Sie denn da gefordert?“ brüllte er sie an.

„No, Puckpulver für rostiges Pistaule,“ war die Antwort mit höhnlichem Grinsen.

Johannes wollte vor Wuth aus der Haut fahren, er überlegte jedoch, falls er diesen weiblichen Boten entließe, er keinen zweiten zu versenden habe und bezwang sich.

„Sie haben sich geirrt, ich meinte kein Puckpulver sondern anderes, solches das knallt — verstehen Sie?“

Mariechen schien eine Idee zu kommen.

„Aha, dafür?“ meinte sie, auf den Kopf zeigend.

„Donnerwetter, woher weiß das Mädel, daß ich mir eine Kugel durch den Schädel jagen will?“ überlegte Johannes, „die Person ist nicht so dumm, wie ich sie manchmal gehalten habe,“ und laut fügte er hinzu: „Jawohl, dafür!“ worauf die brave Magd schnell Kehrt machte und verschwand.

Johannes benutzte diesen Umstand seine Briefe schnell vom Tisch zu nehmen und zu verbrennen, da ihm einfiel, daß alle Selbstmordcandidaten ihre Papiere vernichten, bevor — und da war auch Mariechen wieder da.

Freudestrahlend reichte sie ihm das Erhaltene.

Johannes öffnete dasselbe und — ließ einen wüthenden Fluch aus; sie hatte Bahnpulver gebracht und blühte ihn selbstzufrieden an.

„Aber, sind Sie denn ganz von Sinnen? tobt er, kennt man denn bei Ihnen kein Pulver, die kleinen Kinder wissen doch schon, was das ist.“

Aber weiter kam er nicht, denn die eifrig aufhorchende Marie war schon zur Thür hinaus, um nach wenigen Minuten eiligst wiederzukehren.

„Hier hob' ich endlich Pulver vor kleiner Kinder“, jubilierte sie, die Hand hochhaltend.

„Was haben Sie?“ tobte Johannes, der die Zeit ihrer Anwesenheit dazu benützt hatte, sich vor Aerger über die Dummheit des Mädchens die Haare auszureißen.

„Streupulver für kleine Kinder, wie Sie mir gesagt“, war die triumphirende Antwort.

Jetzt war es aber mit Johannes' Geduld zu Ende. Mit rollenden Augen und Schaum vor dem Munde schraubte er sie an:

„Gehen Sie zum Fenster damit! Pulver will ich haben, welches brennt, knallt und tödtet, sofort und unbedingt tödtet, verstehen Sie mich nun?“

Damit drängte er sie zur Thür hinaus, dann rannte er wie ein Berrüchter im Zimmer herum, so lange tobend, daß er schließlich ganz heiser geworden war, als seine Botin endlich zurückkam.

„Das ist Pulver, was tödtet, unbedingt und sofort, wie Kaufmann gesagt“, rief sie aus.

Mit einem Sprunge ging er auf sie zu, riß es ihr aus der Hand und brach mit einem Schrei vernichtet auf dem Sopha zusammen.

Diesmal hatte sie — Insektenpulver gebracht. Herr Johannes Bispel lebt heute noch.

Mein Brennabor.

Von Carl Braun.

(Nachdruck verboten.)

Ich und mein Fahrrad, wir sind unzertrennlich. Ins Bureau fahr ich damit, vom Bureau fahr ich damit, in meiner freien Zeit fahr ich erst recht damit, und meine Geschäftsgänge lege ich damit natürlich alle per Rad zurück. Ich glaube, ich könnte ohne mein Fahrrad gar nicht mehr leben.

„Das glaube ich auch“, sagte Freund Fritz, nicht der von Mascagni, sondern mein eigener. „Das glaube ich auch, und ich wette, Du kannst nicht einen Tag leben, ohne auf dem Fahrrad zu sein.“

„Na, einen Tag ging es zur Noth.“

„Wetten?“

„Wetten!“ Und ich schlug ein.

Also: „Uebermorgen Sonntag den soundsovielten, verpflichte ich mich, kein Fahrrad zu besteigen, bei Strafe von . . .“ u. s. w. u. s. w.

Ich unterschrieb. Er verpflichtete sich natürlich auch, falls ich meine Wette gewann, für den ganzen Club ein opulentes Souper zu bezahlen.

Sonntag.

Teufel, ein prächtiges Wetter. Nicht die Spur von Regen. Und ich sollte heut nicht hinaus, oder wie der erst beste Philister zu Fuß. O, diese Wette, diese niederträchtige Wette.

Ach, lieber blieb ich zu Haus.

Ich schlug das erst beste Buch auf. — Radfahrer.

Ich sehe über die Wand zur Decke. — Radfahrer.

Mein Wort darauf, in den Nischen der Deckenmalerei radelnde Jungfrauen.

Ich trete an's Fenster. Radfahrer.

Ich gehe zurück, leg mich auf's Sopha, es klopft.

Herein.

Ein Freund von mir tritt ein. Nicht Fr. h. Carl. Carl Selling. In vollem Radfahrerbrevé.

„Kommst Du mit?“

„Wohin?“

„Nach Finkenkrug.“

„Kann nicht.“

„Weshalb.“

Das von der Wette wollte ich nicht sagen.

„Bin marode.“

„Na siehst nicht darnach aus. Und draußen auf dem Rade wird's sicherlich besser.“

„Nein, danke, 's geht wirklich nicht . . .“

Scheußliches Leben. Ich hätte nie geglaubt, daß einem das Leben so verleidet werden kann. Und die Sonne . . . zu dumm . . . wozu braucht denn die Sonne zu scheinen . . . am Sonntag . . . wenn man nicht radeln darf.

Im Finkenkrug also? Doch was geht mich der Finkenkrug an. Wenn's noch einer für Gimpel wäre. Ich geh, so eine Wette einzugehen. Der ganze Sonntag verpuscht. Kann angenehm werden. Eine nette Gegenb.

Uebrigens weshalb sollt' ich nicht hin? Flotte Gesellschaft. Patente Jungens und — und Dieschen sicherlich mit von der Partie.

Teufel, ich geh' hin. Ja. Die Wette? hm, die Wette kann ich trotzdem gewinnen.

Gedacht, gethan; in full dress geworfen und fort.

„Hurrah!“ rief Carl als ich die Gesellschaft im Finkenkrug überraschte. „Also doch wieder mobil? Ist famos von Dir, daß Du da bist, Dieschen — ja, ja, werde nur roth — Dieschen hat auch schon nach Dir gefragt, na geh nur zu ihr.“

Und ich ging. Begrüßte sie, begrüßte alle und setzte mich dann zu ihr hin. Es war famos. Wir kneipten darauf los, so, daß selbst Dieschen — ja, warum denn nicht? — selbst Dieschen ihren kleinen Spitz hatte. Sie war reizend. So ein Spitz ist entzückend.

Ich glaube, auch ich . . . auch ich hatte genug.

„Na Kinder, 's ist Zeit, daß wir aufbrechen.“

„All right.“

„Kinder,“ ruf ich und such, „wo ist denn mein Rad?“

Fort. Spurlos fort. Kein Suchen hilft. Gestohlen. Ganz sicher gestohlen.

„Haben Sie nichts gesehen?“

„Ich?“ meint der Aufwärter. „Ja, ein Herr ist eben jetzt mit einem Rade fort.“

„Das ist der Dieb. Kinder ein Rad. Wo fuhr er hin? Dort? Ihm nach!“

Und wupf auf das Rad und fort was Zeug hielt. Da theilt sich die Straße in zwei. Bei der Dunkelheit gar nicht zu sehen. Weit und breit nichts, gar nichts, weil man überhaupt weit und breit nichts sehen kann.

Also zurück.

„Hast Du ihn nicht? Hast Ihr ihn?“

„Nein,“ Ich bin wüthend.

Was thun? Wie komme ich nach Haus.

Na, vielleicht geht noch ein Zug.

Ja. Ein Zug geht. Was will man thun, ich muß mit.

Wuth im Herzen, komm ich nach Hause. Ich schließ meine Hude auf, da . . . was seh ich . . . da steht mein Rab — mein Brennabor! Ich hatte ja ganz vergessen — daß ich per Eisenbahn auch hingefahren war.

Oh ich . . .! ich verschweige das andere Wort.

Aber daran ist nur der Wein, das Bier und Rieschen schuld!

O Rieschen, Rieschen wenn Du mich hier sähest!!! Und Freund Fritz?

Na, natürlich mußte ich beichten. Ich mußte ihm erzählen, wie man eine Wette gewinnt und dennoch verliert, denn ich war auf dem Rade gesessen um den Dieb zu erwischen, der mir mein Rab nicht gestohlen hatte.

Und das passiert mir, mir!

Mir — mit meinem Verstand.

Der Teufel als Reichstagscandidat.

(Frei nach Goethe.)

Ein sächsischer Schwank von Mikado.

Personen:

Mephistopheles (in Fausts langem Kleide) und ein Schüler.

Schüler:

Mei guber Babba schickt mich her,
Dieweil die Wahl ihm wird so schwer;
Er rennt stets auf und ab wie doli,
Weil er nich wech, wen er wählen soll.
Drum soll ich fragen Eich um Rath,
Welchem Reichstagscandidat
Er nächstens soll seine Stimme geben,
Das is zwar schwer, ei ja, nu eben!
Doch er meente! „De Herrn Medeciner
Sin so unschlbar wie de Berliner;
Wenn de Laien sin mehrschstens ganz verwirrt
So hat sich a Arzt noch niemals geirrt.“
Nu hat er Eich just auferkoren,
Weil Ihrsch habt faustdick hindern Ohren;
Weil Ihr so grob seid und hoch liquibirt,
Das hat ihm besonders imbordirt,

Mephistopheles:

Da seid ihr eben recht am Ort!

Schüler:

Aufrechtig, mecht' schon wieder fort;
Hier stinkt's nach Schwefel wie in der Helle
Und ooch wie albe Fleischabfälle.

Mephistopheles:

Das kommt nur auf Gewohnheit an;
So nimmt die Nase den Gestank
Nicht gleich von Anfang willig an,
Doch später ruft sie: „Gott sei Dank,
Vas ich noch so was riechen kann!“

Schüler:

Den Mordsgestank will ich mit Freeden riechen:
„Ne edles Herz muß kämpfen und wird siegen!“

Mephistopheles:

Erklärt mir, eh' Ihr weiter radelt,
Ob Euer Vater die Agrarier tabelt:

Schüler:

Herr Doctor, nee, da sin Se schief;
Mei Babba is mehrschstens conservativ,
Doch manchmal schwenkt er ooch nach links;
Er is Mitglied des Margarinerings
Und hält's griechische Bläddchen „Chamaleon“.
Was halben Se denn dabervon?

Mephistopheles:

Es trägt das weltberühmte Blatt
Seinen schönen Namen in der That,
Weil es in allen Farben schillert,
Heut' kriechend und voll Demuth wimmert
Und morgen mit einem Donnerwetter
Herniederfährt auf and're Blätter,
Die nicht fortwährend fallen um,
Als dieses alte Amphibium.
Doch so was, unerfahr'ner Thor,
Kommt nur im schönen Griechenland vor!

Schüler:

Ei, ei, mei lieber Doctor, ei, ei,
Ihr gehd wie de Kaze um'n heeßen Bret;
Ihr sollt mer nur klubb und klar erzählen,
Wen mei Vater soll egentlich wählen!

Mephistopheles:

Wen er auch wählen mag, gleichviel,
Die Wahl ist nur ein Puppenspiel
Auf einer großen Narrenbühne;
Die Meisten tanzen an den Drähten
Von Hof-, Commissions- und Commerzienräthen!

Schüler:

Ja, solchen hohen, reichen Herrn
Folgen de Menschen immer gern.

Mephistopheles:

Der „Heerdentrieb“ ist's, der die Menge
Mit Macht zum Wahllocale zieht,
Gleich wie die Herde mit Gebränge
Vom Wolf verschreckt, zum Schafstall flieht;
Sie laufen einem einz'gen Hammel
Gewöhnlich nach durch Dünn und Dick,
Die Einen treiben meistens Sammel-,
Die Andern Hammelpolitik.

Schüler:

Eier Gerebe macht mer den Kobb so schwer,
Als wenn ich selber a Hammel wär'!

Mephistopheles:

Diese Selbsterkenntnis macht Euch Ehr',
Denn nicht ein jeder Dumme, wißt,
Sieht ein, daß er ein Schafstopf ist.

Schüler:

Eier Gerebe dhut mer nich behagen,
Was soll ich denn nu mei' Babba sagen?
Wenn ich n' de Antwort schuldig bliebe,
Dann kriegt' ich derheeme de scheersten Hiebe!

Mephistopheles:

Ist Euer Vater noch immer im Zweifel,
So wähl' er mich, seht her (seinen Pferdeschuh
zeigend), den Teufel!

Schüler:

Pfui Delfel! Also daher der Gestank,
Der austreemt hier aus allen Ecken.
Der Schwefeldunst macht mich, weech Schnibbs,
noch krank,

Es is, weech Knebbchen, zum Verrecken!

Brennt wenigstens a Reckerkerzchen an.

Das scheint mer heit' bei Eich durchaus von
Reebhen!

Mephistopheles:

Fürwahr, Ihr seid ein riesig heller Mann,
Mit Euch möcht' ich noch manches Wörtlein reden.

Schüler:

Ja, ja, ich bin durchaus kee bummee Lämmchen;
Doch sagt mer jezt 'mal Eier Wahlprogrammchen!

Mephistopheles:

Ich verspreche Alles, doch ich halte nichts,
Auch werd' ich sein die reine Wetterfahne,
Stell' mich dem Freisinn vor als Freund des Lichts,
Dem Centrum als ein Freund vom Vaticane,
Verspreche den Agrariern höhern Zoll,
Dem armen Mann, der tief sitzt in der Patsche,
Viel Bier, daß er sich trinke toll und voll,
Den Socialisten große Kladderabatsche.

Schüler:

Dann wählt mei Babba Eich auf jeden Fall,
Da mach ich wieder auch gar keine Bosse —
Ich inserir's sogleich bei Rudolf Mosse.

Der Sproß der Schmiede.

(Nachdruck verboten.)

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der Zeuge sich aus reinem Vergnügen von Ihnen hat überfahren lassen und zu Schaden gekommen ist“, sagt der Vorsitzende in unwilliger Tone zu dem behaglich auf die Brüstung des Angeklageraumes sich lehrenden Angeklagten. Der läßt sich aber keineswegs seiner sicheren, siegesbewußten Haltung berauben, sondern erwidert:

„Janz jemiß behaupte id bet und werde et sofar beweisen, wenn der Mann, wat der Herr Zeuge is, bet befreiten sollte.“

„Nun, reden Sie nicht so'n dummes Zeug und stellen Sie sich vor allen Dingen 'mal anständig hin.“

Der Mahnung des Vorsitzenden folgend, richtete sich der Angeklagte ohne sonderliche Uebereilung zu seiner ganzen Größe auf und erwirkte dadurch die stille Bewunderung aller Anwesenden, denen es nicht verständlich ist, wie ein solcher Koloss von Mensch auf einem Bicycle sich fortbewegen kann, ohne daß dieses unter ihm zusammenbricht. Er entstammt einer alten Schmiedefamilie und hat von seinen Vorfahren nicht nur die Colossalstatur, sondern auch ein ganz hübsches Vermögen geerbt, das ihn der Nothwendigkeit, sein Handwerk auszuüben, überhebt, ihn dafür aber um so geneigter macht, durch übermüthige und mehr als übermüthige Streiche zunächst Anderen und dann sich selbst Ungelegenheiten zu bereiten. Zu wiederholten Malen ist er bereits, wie der Vorsitzende aus den Akten feststellt, mit der Polizei in Conflict gewesen; er hat zwar auf jedes Strafmandat mit dem Antrage auf gerichtliche Entscheidung geantwortet, ist aber dann regelmäßig vom Gerichte zu einer höheren Strafe verurtheilt worden, als ursprünglich die Polizei festgesetzt hatte. Aber Dank dem Fleiße seiner Vorfahren, die noch keine Velocipedes kannten, genirte ihn das weiter nicht. Heute nun freilich ist die Sache für ihn ernst. Es handelt sich um kein Polizeidelikt, sondern er ist vom Staatsanwalt wegen böswilliger Körperverletzung angeklagt, weil er eines Sonntags Abends den mit einigen Bekannten auf dem Fahrdamm dicht am Bürgersteig stehenden Schneidermeister Schirmer derart angefahren hat, daß dieser zu Boden stürzte und einen Rippenbruch erlitt. Nach der Darstellung des Angeklagten hat sich der Vorgang freilich wesentlich anders abgespielt. Der Herr Rentier, als welchen er sich selbst bezeichnet, läßt sich nämlich also vernehmen:

„Id kam also retour von 'n Spandauer Bod, wo id mit 'n paar guten Freunden 'n paar Glas Bier jeschmettert hatte. Id war aber nich betrunken, nee bewahre, so was kommt bei mir nich vor.“

„Das behauptet auch Niemand“, bemerkte der Vorsitzende. „Also, wie id so die Manteuffelstraße lang fahre, seh' id uff eenmal den Herrn Zeugen, wat mir anzeigt hat, und andere Männer mitten uff'n Damm steh'n und so thun, als ob sie ganz alleene uff der Welt wär'n und es in Berlin keene Wagen und Radfahrer jeben thäte. Nanu, denke id, die sind jewiß nich von hier, sondern direktemang aus Kyritz-Pyritz hergezogen. Id läute also mit allen Leibeskräften wat id man kann.“

„Die Zeugen werden Ihnen sagen, daß Sie überhaupt nicht geläutet haben“, wirft der Präsident ein.

„Na, wenn die Herren Zeugen schwerhörig sind, dann kann id ja nisch davor. Und überhaupt, wenn hier blos den Zeugen jeglaubt wird und mir nich, dann brauche id ja überhaupt nisch mehr zu reden.“

Mit der Miene einer getränkten Unschuld setzt sich der Angeklagte nieder und hat nur ein mittheilendes Nicken, als einer der Zeugen nach dem Andern bekundet, daß er ohne nur die Klingel zu rühren, muthwillig mit voller Kraft in den Kreis der ruhig plaudernden Männer hineingefahren, den Schneidermeister Sch. umgerissen habe und dabei freilich selbst zu Falle gekommen sei. Er habe sich aber sofort wieder erhoben und auf sein Rad geschwungen, statt sich um das am Boden liegende Opfer seines Uebermuthes zu kümmern. Es wäre ihm auch sicher gelungen, zu entkommen, wenn nicht ein Droschkenkutscher, der den Vorgang beobachtet hatte, ihm mit seinem Gefährt den Weg versperrt hätte. Der Angeklagte hatte deshalb gegen diesen Kosselenker allen Ernstes Strafantrag wegen „Freiheitsberaubung“ gestellt. Und als er jetzt vernehmen mußte, daß er mit Rücksicht auf seine Vorstrafen und die Folgen seines Uebermuthes zu vier Wochen Haft verurtheilt sei, da hatte er nur die eine Gegenfrage: „Und wat jeschich mit dem Droschkenkutscher?“

Die Antwort des Präsidenten: „Ihre Sache ist erledigt. Gehen Sie, sonst werden Sie gleich hierbehalten!“ mußte ihn offenbar nicht befriedigen, denn kopfschüttelnd, als wollte er sagen: „Es giebt ja doch keine Gerechtigkeit mehr!“ verläßt er den Gerichtssaal.

§ Allerlei Humoristisches.

Sehr schmeichelhaft.

— Haben Sie die Rechnung Ihrem Gläubiger präsentirt? — fragte ein Advokat seinen Klienten.

— Ja wohl!

— Und was sagte er?

— Er sagte, ich solle mich zum Teufel scheren!

— Und was thaten Sie dann?

— Ich kam zu Ihnen, Herr Anwalt!

Deutliche Instruktion.

Bürgermeister (zu den Musikanten): Also geben Sie Acht. Wenn ich den Festplatz betrete, so intoniren Sie die Nationalhymne, denn erst mit meinem Eintritt nimmt die Viehausstellung ihren Anfang.

Zu viel.

Er (als seine Gattin in einem ultra-fashionablen Badeanzug vor ihm erscheint): „Weißt Du, Clara, das geht doch aber ein Bißchen zu weit!“

Sie: „So — meinst Du? Ja, ich denke auch, ich werde noch etwa sechs Zoll unten am Rock abnehmen müssen.“

Kann schon sein.

Er: Ich glaube, Du möchtest am liebsten den ganzen Tag vor dem Spiegel stehen und nichts thun, als Kleider wechseln.

Sie (träumerisch): Kann schon sein, wenn ich die Kleider hätte.